

dtv

Der junge Postbote Bilodo öffnet nachts heimlich die Briefe anderer und träumt sich in fremde Leben. Dabei stößt er eines Tages auf die Korrespondenz zwischen Professor Grandpré und Ségolène, einer Lehrerin aus Guadeloupe, die sich Haikus schicken. Bilodo verliebt sich in Ségolène. Als Grandpré bei einem Verkehrsunfall ums Leben kommt, ersinnt Bilodo einen waghalsigen Plan: Will er den Kontakt zu Ségolène nicht abreißen lassen, muss er in die Identität des anderen schlüpfen und lernen, wie man mit siebzehn Silben die Ewigkeit einfängt.

*Denis Thériault*, 1959 in Sept-Îles an der Nordküste des St.-Lawrence-Golfes geboren, studierte Psychologie in Ottawa und arbeitete als Schauspieler, Conférencier und Regisseur am Theater, bevor er erfolgreich als Drehbuchautor tätig wurde und Romane zu schreiben begann. 2001 veröffentlichte er seinen ersten Roman, ›Das Lächeln des Leguans‹, der mit mehreren Preisen ausgezeichnet wurde. ›Siebzehn Silben Ewigkeit‹ erhielt 2006 den Prix littéraire Canada-Japon und wurde ein weltweiter Erfolg. Denis Thériault lebt in Montreal.

Denis Thériault

# Siebzehn Silben Ewigkeit

Roman

Aus dem Französischen  
von Saskia Bontjes van Beek

dtv

**Kostenlos mobil weiterlesen! So einfach geht's.**

**Hier geht's zur kostenlosen App:  
[www.papego.de/app](http://www.papego.de/app)**



*Erhältlich für Apple iOS und Android.  
Papego ist ein Angebot der Briends  
GmbH, Hamburg. [www.papego.de](http://www.papego.de)*

Die detaillierte Anleitung finden Sie am Ende des Buches

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**

**[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© Allied Authors Agency/Denis Thériault/Dundurn Group, 2009

Die Originalausgabe erschien 2005 in Kanada unter dem Titel  
›Le facteur émotif‹ bei XYZ éditeur in Montreal.

© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von

Trevillion Images/Irene Lamprakou

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21701-9

*Für Louise und Guy*



# 1

*So wie das Wasser  
den Felsen umspült  
verläuft die Zeit in Schleifen*

Die Rue des Hêtres war vor allem mit Ahornbäumen bepflanzt. In zwei Reihen standen drei- und vierstöckige Wohnblöcke, zu deren oberen Stockwerken man über Außentreppen gelangte. Einhundertfünfzehn solcher Treppen gab es in der Straße, insgesamt waren es eintausendvierhundertfünfundneunzig Stufen. Das wusste Bilodo genau, denn er hatte die Stufen immer wieder gezählt, wenn er jede einzelne dieser Treppen allmorgendlich erklimmte. Eintausendvierhundertfünfundneunzig Stufen, mit einer durchschnittlichen Höhe von zwanzig Zentimetern, alles in allem zweihundertneunundneunzig Meter. Mehr als eineinhalb Mal die Höhe der Place Ville-Marie. Den Eiffelturm schleppte er sich demnach Tag für Tag hinauf, ob bei Sonnenschein oder im Regen, vom Rückweg ganz zu schweigen. Bilodo empfand diesen vertikalen Marathon nicht etwa als besondere Leistung. Vielmehr sah er darin eine tägliche Herausforderung, ohne die ihm

sein Leben eher schal vorgekommen wäre. Er hielt sich für einen Athleten, den Langstreckengehern, jenen kühnen Trekkingspezialisten, nicht unähnlich, und bedauerte manchmal, dass es unter all den bewundernswerten Sportarten, bei denen es um Ausdauer ging, keine spezielle Kategorie fürs Treppenerklimmen gab. Bei eintausendfünfhundert Stufen oder zweihundertfünfzig Metern Auf- und Abstieg hätte er gewiss gut abgeschnitten. Wäre Treppensteigen eine olympische Disziplin gewesen, hätte Bilodo durchaus Chancen gehabt, sich zu qualifizieren und vielleicht sogar jene letzte, ruhmreiche Stufe, die oberste des Podiums, zu erklimmen.

Wie dem auch sei, Bilodo war Briefträger.

Er war siebenundzwanzig Jahre alt.



Seit fünf Jahren machte Bilodo dieselbe Runde durch Saint-Janvier-des-Âmes, ein Arbeiterviertel, in das er gezogen war, um seinem Job näher zu sein. In all den Jahren war er dem Dienst nur einen einzigen Tag ferngeblieben, um an der Beerdigung seiner Eltern teilzunehmen, die bei einem Seilbahnunglück in Québec umgekommen waren. Man konnte ihn als zuverlässigen Angestellten bezeichnen.

Morgens begann er im Briefzentrum damit, die tägliche Post zu sortieren. Es ging darum, jeden Umschlag, jedes Päckchen entsprechend ihrer Zustellung zu sortieren und



daraus Pakete zusammenzustellen, die ein Kollege dann mit seinem Postauto in verschließbaren Behältern am Wegesrand im Voraus deponierte. Diese stumpfsinnige Arbeit erledigte Bilodo mit außergewöhnlicher Schnelligkeit. Er besaß seine ganz persönliche Sortiermethode, die sowohl an die Technik des Croupiers beim Kartenausteilen als auch an die des Messerwerfers angelehnt war: Wie mit tödlicher Präzision katapultierte Klingen schnellten die Umschläge aus seiner Hand und flogen direkt in die entsprechenden Fächer. Er verfehlte nur selten sein Ziel. Dank seiner einzigartigen Geschicklichkeit war er lange vor den anderen fertig – zum Glück, denn danach konnte er sich auf den Weg machen. Für Bilodo gab es nichts Schöneres, als im Freien zu sein, das Weite zu suchen, die frische Luft einzuatmen und den Duft eines neuen Tages in sich aufzusaugen, die Morgenstunden im Gehen zu erleben, ohne dass einem jemand sagte, was man zu tun hatte.

Natürlich war nicht alles so rosig. Da waren die verdammten Rundschreiben, die es zu verteilen galt, die Rückenschmerzen, Zerrungen und sonstigen alltäglichen Verletzungen; ganz zu schweigen von der drückenden Affenhitze im Sommer, den herbstlichen Regengüssen, die einen bis auf die Haut durchnässten, dem Glatteis im Winter, das die Stadt in eine einzige gefährliche Eisfläche verwandelte, und von der Kälte, die einen beißen konnte wie seine natürlichen Feinde, die Hunde. Doch die moralische Genugtuung, für die Gemeinschaft unentbehrlich

zu sein, wog sämtliche Nachteile auf. Bilodo hatte das Gefühl, am Leben des Viertels teilzuhaben, eine unauffällige, doch tragende Rolle darin zu spielen; für ihn war die Zustellung der Post ein Auftrag, den er in dem Bewusstsein erfüllte, auf diese Weise zur Bewahrung der Ordnung des Universums beizutragen. Er hätte mit niemandem auf der Welt tauschen wollen. Außer vielleicht mit einem anderen Briefträger.



Bilodo aß mittags gewöhnlich im »Madelinot«, einem Restaurant in der Nähe des Briefsortierzentrums, und widmete sich nach dem Dessert eine Weile der Kalligraphie, jener Schreibkunst, die er als Amateur ausübte. Er holte Heft und Federn hervor, ließ sich an der Theke nieder und transkribierte einige Wörter aus einer Zeitung oder etwas aus der Speisekarte, ganz versunken in die choreographischen Schwünge der Feder auf dem Papier, während die Auf- und Abstriche seiner Kursivschrift Walzer tanzten, seine opulente Unziale Volten vollzog oder seine gotische Schrift mit dem Säbel rasselte, wobei er sich gern als einer jener wackeren mittelalterlichen Kopisten-Mönche sah, die allein von Tinte und frischem Wasser lebten, ihr Augenlicht einbüßten und sich die Finger abfroren, dabei aber gewiss auch ihre Seele wärmten. Bilodos Kollegen von der Post hatten dafür kein Verständnis. Wenn sie mittags als grölende Schar ins »Madelinot« einfielen, machten sie sich über seine kal-

ligraphischen Versuche lustig und taten sie als Kritzeleien ab. Bilodo nahm es ihnen nicht übel, schließlich waren sie seine Freunde und verstanden eben nichts davon; wie sollte man auch, wenn man kein erleuchteter, glühender Adept war wie er, die subtile Schönheit eines Striches, die ausgewogenen Proportionen einer gelungenen Zeile schätzen können? Die einzige Person, die dafür einen Sinn zu haben schien, war Tania, die stets freundliche Kellnerin, die sich offenbar ernsthaft für seine Arbeit interessierte und beteuerte, sie gefalle ihr. Zweifellos eine sensible junge Frau. Bilodo mochte sie gern. Er gab ihr immer ein großzügiges Trinkgeld. Wäre er eine Spur aufmerksamer gewesen, hätte er bemerkt, dass sie ihn häufig von ihrem Platz nahe der Kasse aus beobachtete und ihm, wenn das Dessert an der Reihe war, immer das größte Kuchenstück brachte, aber das fiel ihm nicht weiter auf. Oder wollte er es nur nicht sehen?

Bilodo schenkte anderen Frauen keine Beachtung mehr, seitdem Ségolène in sein Leben getreten war.



Bilodo wohnte im neunten Stockwerk eines Hochhauses, in einer mit Filmplakaten geschmückten Dreizimmerwohnung, die er mit Bill, seinem Goldfisch, teilte. Abends spielte er *Halo 2* oder *Dungeon Keeper* und aß danach vor dem Fernseher Fertiggerichte. Er ging fast nie aus. Nur hin und wieder freitags, wenn Robert nicht lockerließ.

Robert, sein Arbeitskollege, war mit der Leerung der Briefkästen beauftragt und außerdem sein bester Freund. Robert ging häufig aus, beinahe jeden Abend, doch Bilodo begleitete ihn nur selten, weil er für die verrauchten Diskos, ohrenbetäubenden Raves und Nachtclubs mit nackten Tänzerinnen, in die sein Freund ihn mitschleppte, nichts übrig hatte. Er blieb lieber zu Hause, fern von allem irdischen Treiben und weiblichen Hinterteilen, und das erst recht, seit Ségolène in sein Leben getreten war.

Jedenfalls wusste er mit seinen Abenden Besseres anzufangen. Bilodo war zu Hause abends sehr beschäftigt. Nach dem Fernsehen und Geschirrspülen verriegelte er die Tür und widmete sich seinem geheimen Laster.

## 2

Bilodo war kein Briefträger wie jeder andere.

In den Stapeln von seelenlosem Papierkram, die er auf seiner Runde austeilte, stieß er hin und wieder auf einen persönlichen Brief, ein in dieser Ära der elektronischen Post immer selteneres und gerade deswegen umso faszinierenderes Objekt. Bilodo empfand dann jedes Mal ein Glücksgefühl wie ein Goldwäscher, der in seinem Sieb einen Goldklumpen entdeckt. Einen solchen Brief stellte er nicht zu. Jedenfalls nicht gleich. Er nahm ihn mit nach Hause und öffnete ihn über Wasserdampf. Damit war er abends in der Zurückgezogenheit seiner Wohnung so beschäftigt.

Bilodo war ein neugieriger Briefträger.

Er selbst bekam nie persönliche Post. Er hätte gern welche bekommen, stand aber niemandem nahe genug, um mit ihm zu korrespondieren. Eine Zeit lang hatte er sich selbst Briefe geschickt, was jedoch eine enttäuschende

Erfahrung gewesen war. Er hatte allmählich damit aufgehört und vermisste es auch nicht wirklich; er sehnte sich nicht nach sich selbst. Viel faszinierender waren die Briefe anderer. Echte Briefe, von echten Menschen verfasst, die der reptilienartigen Kälte der Tastatur und Unmittelbarkeit des Internets den sinnlichen Akt des Schreibens, das köstliche Schmachten des Wartens vorzogen – Menschen, die sich bewusst dafür entschieden und in manchen Fällen erahnen ließen, dass es sich um eine Frage des Prinzips handelte, um eine bewusste Haltung zu Gunsten einer Lebensweise, die weniger bestimmt war vom Wettrennen gegen die Zeit und von der Pflicht zu funktionieren.

Da waren die heiteren Briefe der Doris T. aus Maria von der Halbinsel Gaspésie an ihre Schwester Gwendoline, in denen sie ihr den neuesten Klatsch berichtete, und die herzerreißenden Schreiben des Häftlings Richard L. aus dem Gefängnis von Port-Cartier an seinen kleinen Sohn Hugo. Da waren die langatmigen mystischen Episteln, die Schwester Régine von der Kongregation Saint-Rosaire in Rimouski ihrer alten Freundin Germaine sandte, und die kleinen erotischen Berichte, die Laetitia D., eine vorübergehend nach Yukon versetzte junge Krankenschwester, für ihren einsamen Verlobten verfasste, sowie jene seltsamen Botschaften, in denen ein rätselhafter O. einem gewissen N. eine sichere Methode der Beschwörung diverser übernatürlicher Wesen nahelegte. Es gab von jedem etwas, aus aller Herren Länder: Briefe von

nahen Verwandten und fernen Briefpartnern, von Bierverkostern, die einander ihre Aufzeichnungen übermittelten, von Globetrottern, die an ihre Mütter schrieben, von pensionierten Lokomotivführern, die sich gegenseitig ihre Wehwehchen aufzählten; da waren die allzu hoffnungsvollen Briefe, die Soldaten in Afghanistan für ihre verängstigten Ehefrauen verfassten, die besorgten Zeilen, die so mancher Onkel an seine Nichte richtete, zu Geheimnissen, die um keinen Preis ans Tageslicht kommen durften, die knappen Botschaften, in denen Zirkusakrobatinnen aus Las Vegas mit ihren einstigen Liebhabern Schluss machten, bis hin zu hasserfüllten Briefen, die nur aus Schimpfkanonaden bestanden. Vor allem aber gab es Liebesbriefe. Denn selbst nach dem Valentinstag blieb die Liebe das vorrangige Thema, das die meisten Schreibenden miteinander verband. Die in sämtlichen Zeiten und Tonfällen deklinierte Liebe, in allen nur denkbaren Varianten, ob als entflammter oder höflicher, draufgängerischer oder keuscher, ausgelassener oder dramatischer, mitunter leidenschaftlicher, häufig lyrischer Brief, umso bewegender, je schlichter die Gefühle darin ausgedrückt wurden, am anrührendsten jedoch, wenn diese sich zwischen den Zeilen, hinter vermeintlich nichtigen Worten, verbargen und insgeheim verzehrten.

Nachdem er den jeweiligen Brief des Tages immer wieder gelesen, ihn bis ins Mark ausgekostet hatte, fertigte Bilodo für sein Archiv eine Fotokopie davon an und hef-

tete sie in einem Ordner mit der entsprechenden Farbe ab, der in einem feuersicheren Schrank verstaut wurde. Das Original steckte er zurück in seinen Umschlag, den er geschickt versiegelte und tags darauf in den Briefkasten des Adressaten warf, als wäre nichts gewesen. Seit zwei Jahren frönte er diesen Heimlichkeiten. Es verstieß gegen das Gesetz, das wusste er, doch seine Schuldgefühle verblassten neben seiner alles beherrschenden Neugier. Schließlich kam niemand zu Schaden, und er selbst ging, solange er achtsam war, kein großes Risiko ein. Wem würde es etwas ausmachen, wenn ein Brief mit vierundzwanzigstündiger Verspätung zugestellt wurde? Und wer würde überhaupt merken, dass er verspätet war?



Bilodo fing auf diese Weise etwa dreißig Korrespondenzen ab, die zusammen eine Art Seifenoper mit den verschiedensten Handlungssträngen ergaben. Vielmehr die eine Hälfte einer Seifenoper, deren zweite Hälfte, nämlich die »ausgehende Post«, ihm leider nicht zugänglich war. Diesen anderen Teil indessen malte er sich mit Vorliebe aus und verfasste ausgefeilte Antworten, die er jedoch nie abschickte, um dann, wenn wieder ein Brief eintraf, nicht selten verblüfft festzustellen, wie selbstverständlich er zu seiner eigenen verborgenen Antwort passte.

So war es. Bilodo lebte durch andere. Der Schalheit des realen Lebens zog er seine ungleich farbigere, an Emo-



tionen so viel reichere innere Fernsehserie vor, und von sämtlichen heimlichen Briefen, die dieses faszinierende kleine virtuelle Universum ausmachten, beflügelten und bezauberten ihn keine so sehr wie die von Ségolène.

### 3

Sécolène lebte in Pointe-à-Pitre, auf Guadeloupe, und schrieb regelmäßig an einen gewissen Gaston Grand-pré, der in der Rue des Hêtres wohnte. Seit zwei Jahren fing Bilodo ihre Briefe ab, und jedes Mal, wenn er beim Sortieren der Post einen entdeckte, empfand er nach wie vor dieselbe Erschütterung, denselben ehrfürchtigen Schauer. Einen solchen Brief ließ er heimlich in seiner Jacke verschwinden und gestattete sich erst, wenn er seine Runde machte, irgendeine Gefühlsregung, wobei er den Umschlag hin und her wendete und das verheißungsvolle Schreiben betastete. Er hätte es gleich öffnen und sich an den darin verborgenen Worten berauschen können, doch wartete er lieber. Er gestattete sich lediglich das flüchtige Vergnügen, den daraus aufsteigenden Orangen-duft einzusatmen, um den Brief dann wieder tapfer in seiner Tasche zu versenken und, der Versuchung widerstehend, den ganzen Tag lang dicht an seinem Herzen

zu verwahren, wodurch das Vergnügen bis abends, nach dem Geschirrspülen, aufgeschoben wurde. Dann war es endlich so weit. Er verbrannte ein paar Tropfen Zitrusfruchtessenz, zündete Kerzen an, legte eine Schallplatte mit norwegischem Jazz auf, öffnete schließlich den Umschlag, drang behutsam in die Intimität des gefalteten Bogens ein und las:

*Einem Seehund gleich  
schwimmt das Neugeborene  
im klaren Wasser*

Bilodo sah es vor sich. Er sah es ganz deutlich, dieses splitternackte Baby in der wässrigen Luminiszenz des postnatalen Schwimmbeckens, das wie zu seiner Mutter, wie in die ausgestreckten Arme einer Sirene, die seine Mutter wäre, auf ihn zu schwamm und ihn mit den strahlend blauen Augen eines verdutzten Feurigeistes ansah, ohne zu wissen, dass es nicht schwimmen konnte, da es sich noch nicht entwöhnt hatte, nicht ahnend, dass das Wasser gefährlich ist, ein fremdes Element, in dem man ertrinken kann, und das bedenkenlos nichts anderes tat, als sich zu bewegen, seinem Instinkt zu folgen, mit geschlossenem Mund einfach nur zu schwimmen. Bilodo sah den kleinen Flossenfüßer genau vor sich, diesen komischen Unterwassergnom mit den vor lauter Jung-

sein gefältelten Gesichtszügen und den mit Luftblasen verzierten Nasenflügeln, der durch die wohligen Fluten glitt, und er musste lachen, weil es so unerwartet, so komisch und zugleich berührend war. Er hatte das Gefühl, selbst zu schwimmen, hörte, wie das Wasser an seinen Schläfen dröhnte; ihm schien, als sei er bei dem Säugling im Schwimmbecken, denn darin bestand die Wirkung des kleinen Gedichts, die beschwörende Kraft all dieser seltsamen kleinen Gedichte, die Ségolène verfasste: Sie ließen einen die Dinge empfinden, ließen einen sie sehen.

Mehr enthielten die Briefe aus Guadeloupe nicht. Jedes Mal ein einziges Blatt, auf dem ein einziges Gedicht stand. Das war nicht viel und doch mehr als genug, denn diese Gedichte nährten einen wie ein ganzer Roman, sie klangen in der Seele nach, hallten noch lange darin wider. Bilodo lernte sie auswendig und sagte sie sich morgens während seiner Runde auf. Er verwahrte sie sorgsam in der obersten Schublade seines Nachttisches und breitete sie abends gern um sich herum aus, sodass sie eine Art mystischen Kreis bildeten, um sie dann eins nach dem anderen von Neuem zu lesen ...

*Himmelsströmungen  
Wolkenmassen brechen auf  
lauter Eisberge*